

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 10

Artikel: Die Nacht ohne Grauen
Autor: Tanner, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

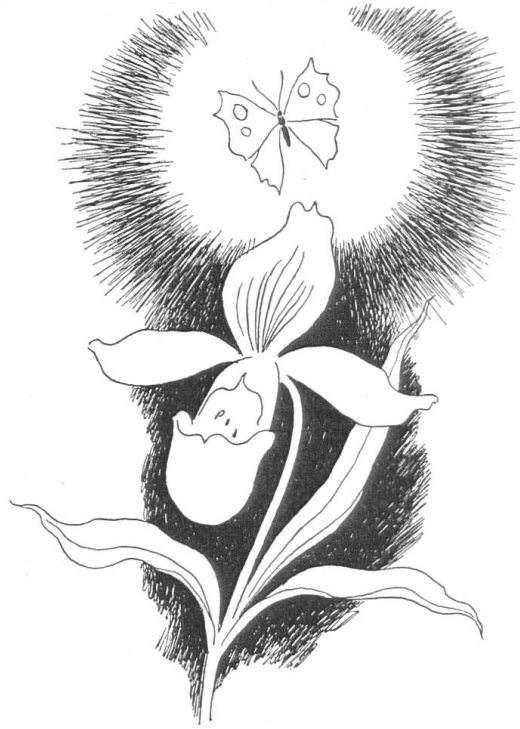
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE NACHT OHNE GRAUEN

Von Fritz Tanner

In der Oktobernummer 1944 erzählte der Verfasser, der mit 13 Jahren das Augenlicht verlor, unter dem gleichen Titel die ergreifende Geschichte seiner Jugend. Er hatte damals eben die Maturitätsprüfung bestanden. Heute schildert Dr. Fritz Tanner, wie er die Schwierigkeiten, die sich einem blinden Studenten entgegensetzen, überwunden hat.

ÜBERALL da, wo die Hände gebraucht werden mußten, benahm ich mich von jeher ziemlich ungeschickt. Soll ich sagen, leider? Ich weiß nicht recht. Mir gefiel dieser Umstand. Er dispensierte mich, auch als ich noch sehend war, gelegentlich von unangenehmen Arbeiten und erlaubte mir, mit meinen Büchern in eine stille Ecke zu verschwinden. Weil ich also ein bißchen linkisch war, galt mein Hochschulstudium nach dem ersten Primarschulzeugnis sozusagen als ausgemachte Sache. Meinem Vater war dieser Weg versagt geblieben. Das schmerzte ihn. Seine Söhne sollten es «besser» haben.

Als ob es heute gewesen wäre, so deutlich weiß ich es noch, wie wir vor 18 Jahren über Feld gingen. Sommerlich stahlblau der Him-

mel, die Kornfelder golden. Da sprachen wir von Heidelberg und vom Biertrinken nach Studentenart. Kitschige Ansichtskarten und halb verstandene Studentenlieder hatten uns eine Zauberwelt vorgegaukelt, die wir nun in Sonne und Sommerglanz munter ausbauten.

Der Unglückswinter 1936 kam. Mein Bruder starb, meine Augen erloschen. Wieder als ob es heute gewesen wäre, entsinne ich mich eines Mittagessens im Zürcher Plattengarten. Ich hatte meiner Mutter berichtet, sie möchte mich abholen, da ich als unheilbar aus der Augenklinik entlassen würde. Nun saßen wir da und schwiegen. Dicht neben uns kommerzierte irgendeine Verbindung. «Gaudeamus...» sangen sie gerade. Nachher, als wir an der Universität vorbeigingen, an dem Haus, welches mir alles Glück der Erde zu bergen schien, meinte ich zu Schwester Elisa, die mich gepflegt hatte: «Da werde ich nun nie hineinkommen.»

«Warum nicht gar!» tröstete die Schwester.

Vor acht Jahren habe ich im «Schweizer Spiegel» von meiner Erblindung auf dem linken Auge in meinem sechsten Lebensmonat erzählt, vom Schneeball, der mir in meinem 13. Jahr das rechte zertrümmerte, von meinem Weg durchs Gymnasium und wie dieser dank

guter Kameraden, verständiger Lehrer und meines Gedächtnisses ein leichter, fröhlicher Weg war.

Student sein, wenn die Veilchen blüh'n

Damals stand ich in meinem ersten Semester und hielt gerade Ausschau nach Mütze und Band.

Das wird manchem unbegreiflich bleiben. Den Studentenverbindungen wird heute vielfach ihre Daseinsberechtigung abgesprochen. Ihre Gegner sehen in ihnen nur noch einen alten Zopf, ein unzeitgemäßes, unwirkliches Überbleibsel aus dem 19. Jahrhundert. Für mich aber ist eines sicher: daß nämlich das Gespräch zwischen den Fakultäten, welches der Universität von heute mit ihrer Gefahr, zur bloßen Fachschule herabzusinken, dringend not tut, hier fruchtbringend geführt und gepflegt werden kann.

Ich will gerne zugeben, daß ich vor allem um der alten Burschenherrlichkeit willen in eine Verbindung einzutreten suchte. Aber das ist nach den Kornfeldgesprächen zwischen Vater und Sohn verständlich.

Nachdem ich so viel von besonnenem, fröhlichem Studententum gehört hatte, verspürte ich eine unbändige Lust, es selber zu erleben. Meine gesellige Frohnatur trieb mich dorthin, wo man sang und sorglos fröhlich war. Meine Frau sagt heute gelegentlich zu mir, wenn wir in Gesellschaft gehen: «Aber gelt, du stehst nicht wieder auf einen Tisch!» — Das tat ich damals, wenn ich meine Produktionen zum besten gab. Ich tat es, weil andere im Übermut es auch taten, und vielleicht auch noch darum, weil der Geltungstrieb, der in irgendeiner Form jedem Infirmen eigen ist, sich in mir regte. Heute verhehle ich mir diese Tatsache nicht mehr, und ich schäme mich ihrer auch nicht. Wir Behinderten — so sehe ich es jetzt — brauchen diesen Trieb geradezu, damit wir gegenüber den tausend Bedenken und Vorurteilen der Vollsinnigen nicht erlahmen, sondern die Kraft behalten, uns über innere und äußere Widerstände und Hindernisse hinweg zu behaupten.

In der «Zofingia» entstand zunächst wegen meiner Aufnahme eine Diskussion. Eine Minderheit hielt es nicht für möglich, daß ein Blinder sich verbindungsgemäß bewegen könne. Die Mehrheit entschied sich für das Experiment. Als ich auf Tische stand, im

größten Lärm Stegreifgedichte fabrizierte und jeweilen nicht nur die erste, sondern alle Strophen eines Liedes anzustimmen wußte, da ließen sie sich überzeugen.

Man hatte mir zuerst vorgeschlagen, *hospes perpetuus*, d. h. ständiger Gast, zu sein, ohne Rechte und Pflichten. Ich lehnte ab. Entweder alles oder nichts! Nun bekam ich alles. Bei nächtlichen Schwärmereien, auf Fuchsenfahrten und, als ich mich endgültig verliebt hatte, auch an Bällen, überall war ich mit von der Partie. Nicht daß ich mich hätte aufzudrängen brauchen. Es wiederholte sich, was sich im Schierser Gymnasium schon gezeigt hatte: Die Kameraden wollten mich mithaben. Diejenigen, die mich von der Mittelschule her noch nicht kannten, machten es anfänglich, wie die Klassengenossen dort es zuerst gemacht hatten: Zu zweit faßten sie mich krampfhaft an beiden Armen und führten mich zwischen sich wie einen Schwerverbrecher oder wie einen Betrunknen. Bald aber erkannten sie, daß bloße Tuchfühlung genügte und daß ich bekannte Wege sogar sehr gut allein gehen konnte. Darüber war ich froh; denn ich wollte ja nicht auffallen und auch nicht zu Unrecht schon am frühen Morgen von den Passanten auf der Straße als Rauschmann angesehen werden, was öfters geschah.

Als die Kameraden merkten, wieviel auch einem Blinden möglich ist, schien ihnen alles erreichbar. Da mußte ich selber der Vernünftige bleiben, der das Gebrechen nicht ignorierte und nichts Unmögliches anstrebte. Cantus-Magister sein konnte ich sehr gut. Das Amt des Fuchsmajors lehnte ich ab, dasjenige des Fakultätspräsidenten wiederum nahm ich an.

Auch uns steht die Welt offen

Das Theater war und blieb meine Passion. Kurz vor der Maturität führten wir in Schiers Shakespeares «König Lear» auf. An der Auswahl des Stückes und bei der Rollenverteilung war ich entscheidend beteiligt gewesen. Dann aber blieb für mich nichts mehr zu tun übrig, und das stimmte mich traurig. Erst der Witz eines Kameraden heiterte mich wieder auf, weil ich seinen Scherz ernst nahm. «Du könntest», sagte er, «den ganzen „Lear“ auswendig lernen und unser Souffleur sein!»

Ein Freund stellte mir seine Bude, viel Kaffee und vor allem sich selber zur Verfügung. Zwei Tage und eine Nacht lang las er mir vor.

Dann hatte ich das Drama im Kopf. Jahre später ging ich mit meiner Braut ins Zürcher Schauspielhaus, um es zu erleben. «Nie wieder», sagte die Braut nachher zu andern, «er hat die ganze Zeit leise mitgesprochen.»

Im Schauspielhaus war ich daheim. Viele begriffen das nicht. Was ich denn davon habe, fragten sie mich. Die meisten Bühnenstücke setzen grundsätzlich wohl das Auge voraus, genau so, wie grundsätzlich das ganze Leben dies tut. Wenn aber die Augen versagen, braucht das nicht Verzicht auf den vollen Anteil an Bühne und Leben zu bedeuten. Dem Erblindeten — über den Blindgeborenen kann ich nicht urteilen — steht nach wie vor seine ganze Vorstellungswelt zur Verfügung und kommt ihm zu Hilfe. Zudem läßt er sich nicht von Kulissen und Kostümen ablenken und erst recht nicht durch Modestudien im Publikum zerstreuen. Er konzentriert sich auf das Wort, das zweifellos in der Regel nicht das ganze Schauspiel ausmacht. Aber weil er sich konzentriert, steht ihm auch die Intuition besser zu Dienst. Die Gabe der Einfühlung ermöglicht ihm als Nichtsehendem, sogar dem Mienenspiel der Akteure noch etwas abzugewinnen. Auch bereitet es mir z. B. nicht die geringste Mühe, einem surrealistischen Stück, dem jede gewohnte szenische Einheit fehlt, ohne weiteres zu folgen.

Was für das Theater Gültigkeit hat, gilt auch für das Reisen eines Blinden. Das war und ist meine andere Leidenschaft. Nach fünf Zürcher Semestern vermochte ich meine stets opferbereiten Eltern zu überzeugen, daß nun ein Studienaufenthalt im Ausland am Platz wäre. Errötend gestand ich ihnen und mir, daß dabei der wissenschaftliche Name der Universität weniger zähle als ihre Entfernung, die möglichst groß sein sollte.

Sie blieb, an den heutigen, wieder geordneteren Verhältnissen gemessen, immer noch recht bescheiden. Aber kurz nach dem Krieg hatte es für mich des Verlockenden genug, ein Semester in Montpellier absolvieren zu dürfen. Von dort aus war es nur ein Katzensprung bis Afrika. Ich studierte also in Montpellier, und zwar mehr das Leben und Treiben, das Denken und Fühlen als die französische Theologie. Dennoch habe ich meinem Vater nicht einfach das Geld vertan. Was ich in Südfrankreich und auf meinem mit einem Kamelritt endenden Streifzug in die Sahara hinaus neben dem wissenschaftlichen Ertrag, der im-

merhin auch da war, erlebnismäßig und an praktischen Erfahrungen gewann, das bleibt mir köstlicher Besitz.

Ich reise noch immer, so oft mir das Geld es erlaubt. Dabei nehmen nicht nur die Ohren und der Geruchssinn die verschiedensten Eindrücke auf. Noch etwas hilft mir, ein Fluidum, das mir selber unerklärlich bleibt. Aber daß es da ist, beim Reisen, im Theater wie in meinen Sprechstunden, das weiß ich. Brüssel und Amsterdam sind, so möchte man meinen, für einen Blinden einfach zwei Großstädte mit entsetzlich viel Lärm, Bewegung und Gestank. Ich war eines Morgens in Brüssel spazieren gegangen und stieg am Abend des gleichen Tages in Amsterdam aus. Sofort empfand oder wußte ich: Das könnte nicht die belgische Hauptstadt sein.

Ob ich auf dem Wasser bin, ob im Auto, in der Bahn oder im Flugzeug, ab und zu taucht ganz selbstverständlich der Wunsch auf, das Erahnte, Gefühlte, Gehörte und Empfundene auch noch sehen zu dürfen. Und doch sind einem Blinden weit mehr Zugänge zum vollen Leben offen, als man gemeinhin denkt.

Ohne Punkte zu Punkten

Blinde können sich's nicht leisten, Bummelstudenten zu werden. Für sie steht zuviel auf dem Spiel. Es gab Semester, in denen ich sehr hart und verbissen arbeitete. Die notorische Frage der Außenstehenden lautet bei dieser Feststellung immer wieder: «Aber wie denn?»

Leute, die nie mit Infirmen zu tun haben, können sich viele ihrer Möglichkeiten gar nicht vorstellen. Wie oft noch staunt man darüber, daß ich sozusagen tippfehlerfrei auf der gewöhnlichen Schreibmaschine schreibe. Ich begreife dieses Staunen gar nicht, muß heutzutage doch jeder kaufmännische Lehrling das Blind-Schreiben erlernen. Sogleich nach meiner Spitalentlassung vor 17 Jahren zeigte mir mein Vater die Ausgangsstellung der Hände auf der Maschine. Nach zwei Tagen tippte ich den ersten fehlerfreien Brief.

Als der Franzose Louis Braille im Jahre 1825 eine aus erhöhten Punkten bestehende, sogenannte Nacht- und Geheimschrift der französischen Armee zur Blindenpunktschrift ausarbeitete und vereinfachte, ermöglichte er damit den Nichtsehenden den bisher so schmerzlich vermißten Anschluß an die Welt

der Literatur und ermöglichte ihnen, sich selber schriftlich auszudrücken.

Die Entwicklung der Blindenschrift, des genialen Braille-Systems, mit dessen 6 Punkten in 63 Kombinationen alle mathematischen, physikalischen und chemischen Zeichen sowie alle Sprachen geschrieben und gelesen werden können, machte im Verlauf von 100 Jahren große technische Fortschritte. Die meisten blinden Studierenden — in der Schweiz sind es leider bis heute ja nur einige wenige geblieben — schreiben auf ihrer kleinen, kaum hörbaren Stenomaschine die Vorlesungen mit. Das ist die übliche Arbeitsmethode, wobei sich die Studenten selbstverständlich noch sehr vieles an Fachliteratur vorlesen lassen müssen.

Ich selber ging einen andern Weg. Zwar bejahte ich die Blindheit von Anfang an als unleugbar bestehende Tatsache; aber ebenso sehr hatte ich von Anfang an das Bestreben, mich, soweit als irgend möglich, den Sehenden gleichzustellen, gerade auch in bezug auf die Arbeitsweise. Die alten Sprachen hatte ich im Gymnasium einfach durchs Ohr gelernt, wobei mir allerdings plastische Zeichnungen der Buchstaben, wie sie mein Vater und Kameraden mir verfertigten, deren genaue Vorstellung vermittelten. Ähnliche erhöhte Figuren halfen mir in den mathematischen Fächern.

Die Punktschrift lernte ich wohl, brauchte sie aber nur zu kurzen, gelegentlichen Notizen. Mein eigentliches Arbeitswerkzeug wurde mehr und mehr das Gedächtnis. An der Hochschule folgte ich den Vorlesungen einfach als Hörer. Zu Hause machte ich nachträglich Zusammenfassungen auf der gewöhnlichen Schreibmaschine und ließ sie mir dann, wie auch die ganze Examens- und die übrige Literatur, von Kameraden wieder lesen. So gelangte ich ei-

gentlich ohne Punkte zu Punkten; das heißt, auf diese Weise bestand ich allemündlichen Prüfungen, während ich die schriftlichen Examina wieder, wie früher die Klausurarbeiten, auf meiner «Continental» erledigte.

Ausgesprochen ehrgeizig war ich nie, was meinen Vater bekümmerte. Er vertrat den Standpunkt, daß ein Blinder, wenn er schon studieren will, das ihm mögliche Maximum und Optimum an Noten zu erarbeiten habe, um gegenüber der etwas skeptischen Umwelt seine Fähigkeiten zu beweisen. Ich meinerseits postulierte im Verlauf meiner Studien immer häufiger, daß nicht die Examenspunkte allein ausschlaggebend sein dürften, und berief mich auf die alte lateinische Weisheit, für das Leben, nicht für die Schule sei zu lernen. Dennoch war es auch mir selber nicht gleichgültig, wie ich abschließen würde. So arbeitete ich denn zu Zeiten hart, bemüht, das Wesentliche zu erfassen und mich nicht in Einzelheiten und belastenden Kleinkram zu verlieren. Und schließlich bestand ich mein Staatsexamen durchaus nicht mit dem Maximum, aber doch mit 18 sogenannten Luxuspunkten, wodurch mir der Beweis meiner Leistungsfähigkeit hinlänglich geführt zu sein schien.

Vom Kinderwagen zum «Opel»

«Student sein, wenn die Veilchen blühen» und «Wenn zwei Augen locken» hatte ich unzählige Male schon angestimmt, ehe aus der gesungenen Theorie beglückende Wirklichkeit wurde.

Über die Bedeutung der Frau im Leben des Blinden mußte ein besonderer Aufsatz geschrieben werden. Ich verlobte mich eine Woche nach dem Staatsexamen mit dem Mäd-

Da musste ich lachen

Bei einer Kontrolle der Expedition unseres Büros entdeckte ich, daß ein Lehrmädchen einen Brief im Lokalrayon mit 20 Rappen frankiert hatte.

«Wissen Sie nicht, daß das Porto in diesem Fall nur 10 Rappen beträgt?», fragte ich etwas aufgebracht die betreffende Angestellte.

«Doch, natürlich weiß ich das. Aber dieses Schreiben ist ja an Herrn Dr. Emil Landolt adressiert, und man kann doch nicht einem Stadtpräsidenten einen Brief schicken, auf dem nur eine Zehnermarke klebt.»

Da mußte ich lachen, aber erst nach einiger Zeit.

A. G.

chen, das ich seinerzeit, als seine Eltern, die mit den meinen befreundet waren, zu uns auf Besuch kamen, im Kinderwagen umhergestoßen und dann für viele Jahre aus den Augen verloren hatte. Inzwischen erloschen meine Augen; aber mein lebensbejahender und auf die Ehe ausgerichteter Wille erlahmte keineswegs.

Am Steuer des «Opels», der uns, als ihn mein Schwiegervater noch bediente, zum erstenmal ins Glück fuhr, sitzt heute meine Frau. Sie wird immer sehr böse, wenn neugierige oder besonders «taktvolle» Mitmenschen sie bemitleiden wollen in ihrem Los, Frau eines Blinden zu sein. Ich darf von ihr bezeugen, daß sie dieses «Los» aus freien Stücken, bar jeden Märtyrergefühls, in großartiger Liebe erwählt hat, und es macht mich glücklich, daß unser Bub das Strahlen seiner Augen von seiner Mutter ererbte.

Noch in einem ganz andern Ausmaß als früher die ausgezeichnete Hilfe meiner Kameraden ist es heute die Hilfe meiner Frau, der ich, nach Gott, mein Arbeiten-Können verdanke. Ihr, meinen Eltern und meinem ersten, treuen Mentor in Schiers habe ich meine Dissertation gewidmet.

Der Weg in die Eheberatung

Auf den Rat meines umsichtigen Vaters hin und auf Grund meiner vielen Interessen hatte ich von Anfang an auf sehr breiter Grundlage studiert. Meine Fakultät war die theologische; doch gab es Semester, in denen ich häufiger an der philosophischen hörte. Ein Glück für mich; so konnte die Tatsache, daß ich nach meinem Staatsexamen keine Gemeinde fand, die bereit gewesen wäre, einen blinden Pfarrer anzustellen, mich nicht umwerfen. Diese mangelnde Bereitschaft beruhte nicht auf bösem Willen. Sie hing vielmehr damit zusammen, daß die Vollsinnigen, wie schon erwähnt, sich noch allzu oft von den Möglichkeiten eines Infirmen ein völlig falsches Bild machen. Dabei können sie sich bis zu grotesken Vermutungen versteigen. Der blinde Pfarrer z. B. könnte doch vielleicht bei einer Beerdigung einmal ins Grab fallen oder ein andermal ein Kind an den Füßen taufen. Solche Meinungen bekomme ich immer etwa zu hören. Sie haben mich jedesmal zum Lachen gereizt, obwohl sie eine geradezu tragische Rückständigkeit gegenüber den Infirmenproblemen dartun.

Als wir in unserem ersten Ehejahr ein altes Haus bewohnten, schloß ich für meine Frau einer schlechten Treppe wegen eine Unfallversicherung ab. Für mich war dies unnötig. Alle meine Familienglieder sind mindestens einmal über meinen stattlichen Neufundländer gestolpert, nur ich nicht. Der einfache Grund dafür ist der, daß ich aufpasse.

Ich hatte nie gemeint, mein Weg müßte unbedingt in ein Pfarramt gehen. Je mehr ich dann, von meiner Frau tatkräftig unterstützt, meine Spezialstudien, die in praktisch-ethischer Richtung verliefen, förderte, desto mehr begann sich mein künftiges Arbeitsfeld abzuzeichnen.

Die Eheberatung ist durchaus kein neuer Beruf. Es handelt sich in ihr nicht darum, ein Spezialistentum von Eheteknikern herauszubilden, ebensowenig, wie es sich darum handelt, eine besondere Ehepsychologie aufzustellen. Die Ehe- und die Geschlechterfrage sind so alt wie die Geschlechter und die Ehe selbst. Ihre gesunde Lösung wurde in früheren Jahrhunderten, von den drakonischen Sittenmandaten und Sittenpolizeien der Öffentlichkeit abgesehen, in der Regel innerhalb der häuslichen Gemeinschaft angestrebt. Manchmal half der Pfarrer, ein Freund der Familie, ein Hausarzt. Im Laufe der Zeit wurde aber das Bedürfnis nach öffentlichen Beratungsstellen immer dringender. Kirche und andere Institutionen haben ihm entsprochen. Ziel dieser Stellen ist vor allem die Beratung der jungen Menschen, die mit ihren Sexual- und Heiratsproblemen nicht recht fertig werden und keine andere Möglichkeit zur Aussprache haben.

Von der geistigen Verankerung der Ehe vor der Heirat wird entscheidend viel abhängen für ihr gesundes Bestehen. Daß eine kleinere oder größere Krise in der Ehe nicht gleich ihr Ende bedeuten muß, hat man immer gewußt. Selbstverständlicher als heute war es früher vielleicht nur, daß man, wenn eine solche Krise ausbrach, jemanden zu Hilfe rief. Immerhin zeigen die Besucher der Eheberatungsstellen, daß diese Hilfe noch immer von Unzähligen dankbar in Anspruch genommen wird.

Vom Studierenden zum Beratenden

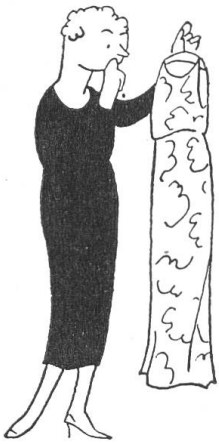
Meine Dissertation «Die Ehe im Pietismus» entstand so: Meine Frau ging ungefähr einmal wöchentlich auf die Zürcher Zentralbibliothek,

ließ sich dort von wohlwollenden Beamten kiloschwere, Jahrhunderte alte Bücher aus-händigen, die sie nach Hause trug und mir unermüdlich vorlas. Anhand des Gehörten stellte ich Auszug um Auszug zusammen. Als schließlich, nach zweieinhalbjähriger, mühsamer Klein- und Vorarbeit, aus über hundert Bänden heraus das ganze Material gesichtet

und in meinen Mappen gesichert war, begann meine Frau mit dem Vorlesen der hundert be-schriebenen Blätter und Zettel und ich un-mittelbar nach jeder Lektüre mit der Verar-beitung des Stoffes.

Eines Mittwochnachmittags um vier Uhr setzte ich mich an die Schreibmaschine, rauchte eine Zigarette, dachte und klopfte

Der kleine Familienfilm



Beginnt zu packen. Weiß nicht recht, ob sie geblumtes Chiffon-Kleid mitnehmen soll.



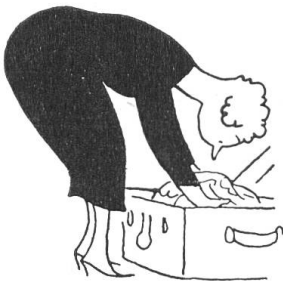
Frägt Gatten. Der erklärt, sie werde Kleid bestimmt nicht brauchen. Entschließt sich doch, es mitzunehmen.



Kommt etwas später zum Schluß, daß sie mehr Kleider eingepackt hat, als sie tragen kann, und nimmt Chiffon-Kleid wieder heraus.



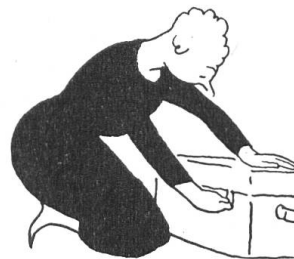
Packt Koffer fertig und bemerkt, daß noch etwas Platz hätte.



Packt Chiffon-Kleid wieder ein, weil sie weiß, daß sie es sicher braucht, falls sie es nicht bei sich hat.



Bemerkt, daß das braune Kleid vom Mann und sein dicker Pullover noch mit müssen. Nimmt Kleid heraus.



Schließt Koffer und sagt sich, gottlob hat sie das Chiffon-Kleid nicht mitgenommen, es wäre nur zerknittert worden.



Fünf Minuten vor der Abreise öffnet sie Koffer und zwingt geblumtes Chiffon-Kleid noch hinein.

dann die ersten, druckfertigen Sätze meines Buches aufs eingespannte Blatt. Fünf Monate später tippte ich den Schlußsatz, rauchte wieder und atmete tief auf. Das 360 Maschinen-seiten umfassende Manuskript war beendet.

Aber dann folgte gleich die intensive Vorbereitung meines Doktorexamens. Als wir diese beendeten, atmete ich wieder auf; und meine Frau, die damals einen Monat vor der Geburt unseres Söhnchens stand, weinte ein einziges, kurzes Mal vor Erschöpfung. Tags darauf fand die Promotion statt.

Ich hatte von keiner Seite her den Auftrag zur Eheberatung. Aber ich war überzeugt, daß die Ratsuchenden ihren Weg auch in ein privates, amtlich nicht etikettiertes Sprechzimmer finden würden, auch dann, wenn der, welcher darin zu raten und zu helfen versucht, blind sei. Und ich täuschte mich nicht. Ja, viele kamen vielleicht gerade darum. «Als Blinder», sagte mir eine Frau, «sind Sie mir wie das katholische Beichthäuschen. Ich darf mein Herz ausschütten, ohne das Gefühl zu haben, ständig prüfenden Blicks beobachtet zu werden.»

Man muß nicht, wie eine weitverbreitete Ansicht lautet, Psychiater sein, um Eheberatung ausüben zu können. Die voreheliche Beratung ist in der Regel kein pathologisches Problem. Auch entstandene Ehekrisen sind es meistens nicht. Der Eheberater muß sich freilich gelöst haben von jeder moralistischen Prüderie wie auch von einer intoleranten, engen, weil falsch verstandenen Frömmigkeit.

Ich bin weit davon entfernt, den Ärzten in ihren Beruf zu pfuschen; aber gerade die sexuelle Aufklärung ist letztlich nicht eine medizinische Angelegenheit, sondern eine Frage der Erziehung, eine Frage also, die schon in der Kinderstube ihre Beantwortung erfahren muß, und zwar von den Eltern her. Uns allen, die wir in der Eheberatung drinstehen, geht es darum, unsern Beruf wieder weitgehend unnötig werden zu lassen, indem wir versuchen, die Eheberatung in die einzelne Familie zurückzubringen.

«Uns geht die Sonne nicht unter»

So lautet der trotzig Refrain eines Handwerksburschenliedes. Meine Frau und ich taten, was jeder frei praktizierende junge Arzt oder Psychologe tun muß. Wir gingen zum Maler und bestellten ein Aushängeschild ans

Gartentor, gaben einige Inserate auf und erwarteten gespannt die Neuauflage des Telefonbuches, in dem unsere «Firma» vermerkt sein würde. Und dann klingelte das Telefon. Die ersten Ratsuchenden meldeten sich.

Ein Blinder gilt in unserer Gesellschaft als Sonderfall. Damit er und alle andern körperlich Behinderten mehr und mehr als vollwertige Menschen anerkannt und in die Gesellschaft eingegliedert werden, darum allein muß der Infirmen gelegentlich mehr aus sich herausgehen und mehr von sich und seiner Arbeit und seiner Familie erzählen, als es ihm selber lieb ist. Wäre unter den Vollsinnigen überall das vorurteilslose Verständnis derer vorhanden, die einen Behinderten heiraten, wir könnten leichten Herzens auf Autobiographien wie die vorliegende verzichten. Aber es ist leider noch weithin so, wie mir meine Frau einmal, etwas erbittert über die mangelnde Bereitschaft zum Verstehenwollen unserer Situation unter den Mitmenschen, gesagt hat: «Es kommt mir vor, als müßtest du dich entschuldigen, weil du auch da bist mit deinem Anspruch auf Arbeit und Gleichwertigkeit.»

Das war ein augenblicklicher Gefühlsausbruch meiner treuesten Helferin in der Zeit unseres ersten Kampfes um die Erfüllung dieses Anspruches. Es ist nicht die Haltung, die wir beide den Vollsinnigen gegenüber grundsätzlich einnehmen. «Uns geht die Sonne nicht unter.» Zu sehr wissen wir uns in der Hand dessen, der die Sonne scheinen läßt. Er hat uns den Weg leichter gemacht als den meisten Infirmen. Unser Anspruch ist erfüllt. Wir haben reichlich Arbeit und Brot.

Es sind aber noch Zehntausende Infirmen unter uns im Schweizerland, die darauf warten. Ihnen zuliebe habe ich von mir erzählt. Es geschah in der Absicht, die Bereitschaft der Vollsinnigen zur Anerkennung ihrer Gleichwertigkeit zu fördern und sie zu bitten, die Anstrengungen der modernen Fürsorge in dieser Richtung materiell und geistig zu unterstützen.

Diese Bereitschaft ist da. Sie wird nur durch ein grenzenloses Ahnungslossein mangels Kontakt mit Infirmen noch allzu oft verhüllt. Es muß daher immer mehr zur Begegnung zwischen Vollsinnigen und Behinderten kommen. Dann ist der Weg zum Verstehen und auch zum gegenseitigen Geben und Nehmen frei.